

Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch – nicht wie die Welt ihn gibt

Predigt zum 6. Ostersonntag: Apg 15,1-2.22-29; Offb 21,10-14.22-23; Joh 14,23-29

„Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“
So haben wir es im heutigen Evangelium aus dem Munde Jesu gehört.

Vielleicht verwundert so manchen dieser einschränkende Nachsatz. Was will Jesus damit sagen – „nicht wie die Welt ihn gibt“? Was meint er mit dieser Unterscheidung zwischen Seinem Frieden und den der Welt? Distanziert er sich von diesem „weltlichen“ Frieden? Wertet er ihn ab? Erklärt er ihn für mehr oder weniger wertlos?

Die Antwort kann nur lauten: Nein, ganz sicher nicht! Der Friede, um den sich Menschen, Völker, Politiker bemühen, ist auch in den Augen Jesu ein hohes Gut, um das gerungen und gekämpft werden muss. „*Selig, die Frieden stiften*“, sagt er in der Bergpredigt. Und das ohne jede Einschränkung. Wo Menschen, in welchem Kontext auch immer, dem Frieden in dieser Welt dienen, sind sie seligzupreisen und erweisen sie sich als wahre Söhne und Töchter Gottes. Es geht Jesus also nicht um Abwertung, sondern um ein „Darüber-hinaus“. Der Friede, den die Welt gibt, ist, wenn er auch gerecht ist, rundum gut. Aber Friede in einem umfassenden Sinn, in des Wortes tiefster Bedeutung, ist erst der, den Er selbst gibt. Dieser Friede, dieser *Shalom* im Hebräischen, geht unendlich über das hinaus, was wir Menschen an Frieden zu bewerkstelligen imstande sind. Es ist ein Friede, den tatsächlich nur Er, den nur Gott schenken kann.

Schauen wir zuerst auf den Frieden in der Welt. Stets war und ist es ein fragiler Friede. Die, die nicht Frieden, sondern Krieg im Sinn haben; die, die tatsächlich oder vermeintlich Schwächere überfallen und mit Krieg überziehen wie z.B. Russland die Ukraine; die, die morden, vergewaltigen, zerstören, um Territorium zu erobern, ihre Macht zu demonstrieren, ihren Reichtum zu mehren, ihr Ego auf Kosten anderer zu befriedigen – gab es immer und wird es wohl auch immer geben. Dies galt auch und gerade für unseren Kontinent *Europa*, auf dem sich über Jahrhunderte hinweg, gipfelnd in den beiden Weltkriegen, auch Christen gegenseitig massakrierten. Wenn wir in diesem Jahr 80 Jahre Frieden in Mittel- und Westeuropa feiern, hat dies auch etwas mit dem vielleicht größten Friedensprojekt der Menschheitsgeschichte zu tun, nämlich mit dem geeinten Europa, mit der Europäischen Union.

Doch zugleich muss man einräumen, dass der Friede in Europa bis zur Wende 1989 ein waffenstarrer Friede war. Er beruhte auf dem Prinzip der Abschreckung gegenüber dem potentiellen Gegner der Warschauer-Pakt-Staaten. Und der brutale Angriff Russlands auf die Ukraine hat erneut ein Hochrüsten in Gang gesetzt, mit dem man die verloren gegangene eigene Wehr- und Verteidigungsfähigkeit wiederherstellen möchte. In all dem spiegelt sich die Logik der Welt, in der wir leben. Es ist die paradoxe Logik, nach der man Waffen produziert in der Hoffnung, dass sie so abschreckend wirken, dass man sie niemals einsetzen muss. Es ist eine furchtbare Logik, aber eine solche, an der wir nach den Gesetzen unserer Welt wohl kaum vorbeikommen.

Nun ist offensichtlich, dass Jesus demgegenüber eine andere Art von Frieden im Sinn hat; allerdings einen Frieden, der gegenüber den in unserer Welt geltenden Gesetzen und Logiken auf den ersten Blick ohnmächtig erscheint. Dies zeigt sich besonders deutlich an der Friedensbotschaft, die Papst Leo unmittelbar nach seiner Wahl in die Welt sandte: „Der Friede sei mit euch allen! Ich hoffe, dass dieser Friedensgruß alle Völker und alle Menschen erreicht.“ Als er das sagte, wusste er natürlich, dass diese Worte niemals die Kraft haben würden, Frieden in Kriegsgebieten wie Ukraine, Gazastreifen und anderswo herzustellen. Zynisch brachte das einer der größten Menschheitsverbrecher aller Zeiten zum Ausdruck, Josef Stalin, als er 1935 die vollkommene Bedeutungslosigkeit vatikanischer Außenpolitik mit der höhnischen Bemerkung zum Ausdruck brachte: „Der Papst? Wie viele Divisionen hat der denn?“ Und dennoch – wir dürfen die moralische Kraft dieser notwendigen Stimme in der Welt nicht unterschätzen, die ja nicht nur für Katholiken, sondern für alle Christen, ja im Grunde für die Menschheit und für die Schwächsten unter den Menschen spricht. Die Kraft des Friedens, von dem Jesus spricht, liegt darin, dass er nicht auf Gewalt, Abschreckung und Angst setzt, sondern auf die Veränderung des Menschen von innen her, auf die Veränderung des Denkens und der Herzen. Letztlich wird es allein diese Verwandlung des Innersten des Menschen sein, die nachhaltig Frieden zu bewirken vermag. Und genau das ist, worum es Jesus geht.

An dieser Stelle will ich nun auf die Kirche schauen. Man könnte ja fragen, ob nicht wenigstens in ihr der Friede, von dem Jesus spricht, verwirklicht sein sollte. Zunächst einmal bin ich sicher, dass man eine solche Verwirklichung tatsächlich in vielen christlichen Gemeinden und Gemeinschaften finden kann. Aber natürlich gibt es auch die andere Erfahrung von kleinkariertem Streit auch unter Christen – in der Kirche und in christlichen Gemeinden und Gemeinschaften – bei dem man sich nur fassungslos an den Kopf fassen kann.

Dabei ist nicht Streit als solcher schon das Problem. Denn neben restlos überflüssigem Streit in der Kirche gibt es auch den *notwendigen* Streit; den nämlich, der essentielle Fragen des Glaubens und der Lehre betrifft. Hier aber muss es um eine gute Streitkultur gehen, d.h. um die Art und Weise, wie Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden. Ein Beispiel dafür gibt uns die 1. Lesung des heutigen Sonntags aus der Apostelgeschichte. Kurz zum Hintergrund: Vielen Judenchristen hatte es wohl schon Bauchschmerzen bereitet, dass nicht nur Juden, sondern auch Heiden Zutritt zum Glauben an Jesus Christus und damit zum ewigen Heil haben sollten. Diese Frage war erstmals entschieden worden, als Petrus den römischen Hauptmann Kornelius samt seiner Familie getauft und so in die christliche Gemeinde aufgenommen hatte. Es waren insbesondere zum Glauben an Jesus gekommene Pharisäer, die der Auffassung waren, man müsse ihnen wenigstens das auferlegen, was über Jahrhunderte hinweg zur jüdischen Identität gehört hatte und bis heute gehört: die Beschneidung samt der Beobachtung des ganzen mosaischen Gesetzes. Beides war Ausdruck der Zugehörigkeit zu dem einen und wahren Gott, der sich dem Volk Israel geoffenbart und es „mit starker Hand“ geleitet hatte. All dies konnte doch nicht von einem Tag auf den anderen unbedeutend geworden sein!

An dieser Stelle ging es nun wiederum um Identität, diesmal allerdings um die Identität des *christlichen* Glaubens. Es ging um die Frage, worin unser Heil gründet: in Jesus Christus und dem Glauben an ihn, an seine Worte und Taten und sein erlösendes Leiden, Sterben und Auferstehen; oder war das Heil nach wie vor gebunden an Beschneidung und Einhaltung der gesamten Tora. Die Antwort konnte nur so ausfallen, wie sie schließlich ausfiel: Unser Heil gründet nicht in der Einhaltung von Gesetzen, sondern im Glauben an eine Person, an die Person Jesu Christi. Ohne diese Entscheidung wäre die Kirche nichts anderes als eine weitere jüdische Sekte geblieben. So aber konnte sie sich öffnen auf die ganze Welt und Menschheit hin.

Bei all dem ist interessant, *wie* man die Antwort fand: nicht per Ordre Mufti, indem Petrus sie einfach dekretierte. Vielmehr wird uns hier eine Kirche geschildert, in der man einander zuhörte. Petrus gab ein starkes Zeugnis und stellte am Ende fest, dass doch eigentlich schon Gott selbst entschieden hatte, als er dem Heiden Kornelius den Geist ohne jede andere Vorbedingung als den Glauben an Jesus Christus mitteilte und man doch nicht den Heidenchristen ein Joch auferlegen solle, das schon die Juden kaum zu tragen vermochten. Paulus und Barnabas erzählten von ihren Erfahrungen auf ihren beiden Missionsreisen. Es war, wie man heute sagen würde, narrative, erzählende Theologie. Und am Ende ergriff auch Jakobus das Wort, der noch am ehesten zu der Partei gehörte, die am liebsten das ganze jüdische Erbe mit all seinen Geboten und Vorschriften hätte bewahren wollen. Doch auch er hatte erkannt, dass das anachronistisch gewesen wäre. Und so schlägt er einen Kompromiss in den Dingen vor, die kompromissfähig waren. Wo es aber um die Essentials ging und ein Kompromiss undenkbar war, da stimmte auch er zu. Und so kam man im Heiligen Geist zu dem einmütigen Beschluss, dass den Heidenchristen weder die Beschneidung noch die Einhaltung des mosaischen Gesetzes auferlegt werden soll. Beides war herabgestuft zu einem Brauch, den viele Judenchristen auch später noch einhielten, aber es war nicht mehr heilsnotwendige Pflicht. Dies ermöglichte dann auch, dass die Kirche, wie schon gesagt, *Weltkirche* werden konnte.

Was uns hier gleichsam vorexerziert wird, ist das, was Papst Franziskus und nun auch Papst Leo *Synodalität* nennen. Synodalität ist nicht das, was man leider auf dem deutschen Synodalen Weg erleben musste: Buh-Rufe, rote Karten, Kampfabstimmungen mit Druckausübung auf die Abstimmenden, etc. Sondern die Bereitschaft, aufeinander zu hören, das vom anderen Gehörte in Stille und Gebet und im Heiligen Geist zu erwägen, und dann zu einem möglichst einmütigen Beschluss zu gelangen – das sind die wesentlichen Elemente, durch die in der Kirche ein neuer Führungsstil und ein besseres Miteinander gelernt werden soll. Und das auf allen Ebenen, bis hinunter in die Gemeinden und christlichen Gemeinschaften. Ohne Zweifel ist das ein bleibendes Vermächtnis von Papst Franziskus, das friedensstiftend für die ganze Kirche wirken kann und soll.

Zuletzt sei noch gefragt, wie denn wir als Einzelne zu jenem Frieden gelangen, von dem Jesus im Evangelium spricht. Die Sehnsucht nach einem solchen Frieden trägt wohl jeder Mensch in sich. Erlangt wird er nicht ohne den Frieden mit Gott. Sünde und Schuld stören diesen Frieden, der sich nur einstellen kann, wenn ich Gottes

Vergebung erbitte und so wie Jesus versuche, im Einklang mit dem Willen des Vaters zu leben. „*Meine Speise ist es, den Willen des Vaters zu tun.*“

Nicht weniger gehört dazu der Friede mit den Mitmenschen. Bin ich auch nur mit einem Menschen unveröhnt, kann ich selbst nicht im Frieden sein. Zur Versöhnung kann es ein langer Weg sein. Aber nur, wenn ich diesen Weg beschreite, bin ich auch auf dem Weg zum eigenen inneren Frieden.

Und schließlich gehört dazu, im Frieden auch mit sich selbst zu sein, d.h. mich selbst annehmen zu können zusammen mit der eigenen Biographie, also auch mit jenen manchmal auch furchtbaren Widerfahrnissen, die mir das Leben auferlegt hat. Diese Annahme seiner selbst wird oft auch dadurch verhindert, dass man sich ständig mit anderen vergleicht und ständig irgendwie ein anderer zu sein wünscht als man ist. Sich selbst anzunehmen mit seinem Schicksal und seinen Stärken und Schwächen, ist sicher ein Königsweg zu einem guten inneren Frieden.

Schließen möchte ich mit einem Wort aus der Ansprache, die die Papst Leo am 12. Mai bei einer Audienz für Medienschaffende gehalten hat:

„Wir brauchen keine laute, gewaltsame Kommunikation – wir brauchen eine Kommunikation, die zuhören kann und die Stimmen der Schwachen, die keine Stimme haben, hörbar macht. *Entwaffnen wir die Worte, und wir werden dazu beitragen, die Welt zu entwaffnen.* Eine entwaffnete und entwaffnende Kommunikation ermöglicht es uns, eine andere Sicht auf die Welt zu teilen und in einer Weise zu handeln, die unserer Menschenwürde entspricht.“

Jenen Frieden zu finden, den Jesus mit den Worten ausdrückt: „*Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch*“ – kann und wird in der Regel ein langer Weg sein. Aber wie schön, wenn wir uns auf diesen Weg einlassen, um uns diesen Frieden von ihm wahrhaft schenken zu lassen.

Bodo Windolf